Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 60 (1980)

Heft: 9

Artikel: "Lernen als Wortsach". Johann Heinrich Pestalozzis Schwierigkeiten mit der Sprache

Autor: Hart-Nibbrig, Christiaan L.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163658

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

CHRISTIAAN L. HART-NIBBRIG

«Lernen als Wortsach». Johann Heinrich Pestalozzis Schwierigkeiten mit der Sprache

Gegen den Bankrott seines äusseren Lebens hat Pestalozzi, immer aufs neue, seine Ideale aufgetürmt, wohl wissend, dass die Verzweiflung ihm die Sprache der Hoffnung diktiert und dass er, was ihm wertvoll ist, gerade durch Sprache auch wieder verschüttet. Das Problem der Sprache als eines fragwürdigen Vehikels der pädagogischen Wertvermittlung hat ihn sein Leben lang beunruhigt. Schon in der *Abendstunde eines Einsiedlers* kritisiert Pestalozzi im Namen der «Menschennatur» das «tausendfache Gewirre von Wortlehren und Meinungen», «Schall und Rede und Wort», die «künstliche Bahn der Schule», die mit einer blossen «Ordnung der Worte», die «Bahn der Natur» in der Entwicklung der Kinder blockiert. «Der befriedigte Säugling lernt», heisst es, «was ihm seine Mutter ist auf dieser Bahn, und sie bildet in ihm Liebe, das Wesen des Dankes, ehe der Unmündige kann den Schall von Pflicht und Dank hören lassen, und der Sohn, der seines Vaters Brot isset, und sich mit ihm an seinem Herde wärmet, findet den Segen seines Wesens in den Pflichten des Kindes auf dieser Bahn der Natur.» Die vorsprachliche Sozialisation, die hier gefeiert wird, entspricht einer Naturalisierung der Moral. Dabei werden die Werte der Liebe, des Danks, der Pflicht, obwohl sie verbaler Ideologisierung ausdrücklich entzogen werden, als natürliche, historisch unerschütterliche «Grundlagen» unter der Hand doch wieder ideologieanfällig. Dass sich Werte zunächst im körperlichen, dann im häuslichen Intimbereich aus der elementaren Befriedigung der menschlichen Bedürfnisnatur ergeben, macht sie immer auch zur Verinnerlichung natürlicher Abhängigkeit unter dem Vorzeichen angedrohten Liebesentzugs. Einsicht in die Bedürfnisnatur des Menschen, der durch einen grundsätzlichen «Mangel» auf die «Bahn» seiner natürlichen Entwicklung gebracht wird, ist zugleich deren Befriedigung. Diese Einsicht teilt der Text – nichts weniger als der Monolog eines «Einsiedlers» – mit und aus. Es ist für dessen rhetorische Strategie bezeichnend, dass das Subjekt der Rede sich erst dort selbstsicher beim Namen nennt, wo es «Drang» und «Bedürfnis» seines «Innersten» als generalisierbar erkennt:

Auf welchem Weg, auf welcher Bahn werde ich dich finden, Wahrheit, die mein Heil ist und mich zur Vervollkommnung meiner Natur emporhebt. Im Innern meiner Natur ist Aufschluss zu dieser Wahrheit. Alle Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich und hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn. Darum wird die Wahrheit, die rein aus dem Innersten unsers Wesens geschöpft ist, allgemeine Menschenwahrheit sein, sie wird Vereinigungswahrheit zwischen den Streitenden, die bei Tausenden ob ihrer Hülle sich zanken werden.

Diese natürliche «Vereinigungswahrheit» diesseits der ständischen Zersplitterung des Menschseins verheisst zugleich einen Zustand jenseits derselben. Insofern ist auch «der Mensch», nach dessen «Wesen» der erste Satz des Textes fragt, nicht wie im Diskurs des 19. Jahrhunderts eine alle sozialen Unterschiede harmonisierende innere Grösse, sondern – und das ist charakteristisch für die vorrevolutionäre Situation des Bürgertums am Ende des 18. Jahrhunderts – ein kritischer Begriff: «Der Mensch, so wie er auf dem Throne und im Schatten des Laubdaches sich gleich ist; der Mensch in seinem Wesen, was ist er?» Was er ist, das ist er im sozialen Umfeld seiner Bedürfnisnatur wegen in bezug auf das, «was er bedarf, was ihn erhebt, und was ihn erniedriget, was ihn stärket, und ihn entkräftet».

Der Gedanke der «Vereinigungswahrheit» hält, fast zwei Jahrzehnte später, auch Pestalozzis Fabel-Sammlung zusammen. Falls die einzelnen Texte, die im Lauf von 15 Jahren am Weg seines Nachdenkens liegenblieben, überhaupt einen gemeinsamen Nenner haben, dann ist es dieser. Das Cicero-Motto weist darauf hin: «Sui nemo tam similis est, quam omnes sunt omnium. Itaque quaecunque est hominis natura una in omnes valet» (Niemand ist sich selbst so ähnlich, wie es alle untereinander sind. Deshalb ist die Natur irgendeines Menschen für alle gültig). Das freilich, so warnt die «Vorrede», darf den Leser in der «Beschränktheit eines Kopfs ohne Grundsätze» nicht dazu verleiten, «das was ich für das Menschengeschlecht wahr fand, für etwas anzusehen, das ich eigens von der Nase deines Herrn Vetter oder deiner Frau Base abkopiert habe». Nur in seiner modellhaften Verallgemeinerungsfähigkeit ist der Einzelfall repräsentativ für alle. Und das eben sollen die *Figuren* zu Pestalozzis *ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens* leisten. Ihre «Einfalt», die sich als tückisch erweist, spricht nicht nur den von Pestalozzi so oft genannten «Kindersinn» an, der in der gemeinsamen Ausrichtung auf ein sei's staatlich, sei's religiös gedachtes väterliches Prinzip erst Gleichheit und «Brudersinn» aufkommen lässt, sondern dient auch der Absicht, «dem Volk», wie es in der Vorrede zu *Lienhard und Gertrud* heisst, «einige ihm wichtige Wahrheiten auf eine Art zu sagen, die ihm in Kopf und ans Herz gehen sollte». Die «einfache Darlegung dessen, was allenthalben schon da ist», gilt auch für die *Figuren,* und das heisst für Pestalozzi auch hier: An-

knüpfen an vorhandene Bedürfnisse des Lesers, der, im Bewusstsein dessen, was dem erzählten Sachverhalt und ihm selbst, insofern er sich darin wiedererkennt, fehlt, darüber hinauszudenken genötigt wird: «Wenn du nichts zu ihnen hinzudenkst, Leser! so wirst du ihre Einfalt unerträglich finden.» Das scheint zurückzugehen auf Kants Begriff der ästhetischen Idee, die «viel Unnennbares hinzuzudenken» erlaubt, aber auch auf Lessings Rede vom freien Spiel der Einbildungskraft im *Laokoon:* «Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir darzu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben [...] dem Auge das Äusserste zeigen, heisst der Phantasie die Flügel binden, und sie nötigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächern Bildern zu beschäftigen.» Aufschlussreich ist der Text über «die Veranlassung dieses Buchs», den Pestalozzi der Sammlung voranstellt: «Die Welt ist immer sich selbst gleich, und doch ist der Mensch über alles, was ist, so ungleicher Meinung. – Also sagte der Bauer Waldmann, neben welchem ich am Tische sass.» Das darstellende Ich nimmt sich als bloss beobachtendes, nicht kommentierendes zunächst von den Meinungen aus, die es referiert. Der Bauer, der die Natur in seinem Namen trägt, rekurriert gegenüber dem Pluralismus von Meinungen auf jene «natura», die das Cicero-Motto, mit dem Pestalozzi Eigenstes in fremder Sprache autorisiert, als allgemein ausgibt. Wenn auch in bezug auf den «Menschen» und nicht auf die «Welt». Diesen Unterschied arbeitet der Text heraus: «Seine Frau antwortete ihm: Die Welt ist wohl gleich; aber um Mitternacht fällt sie dir anders in die Augen, als in der Mittagsstunde, und beim Nebel anders als beim Sonnenschein.» Damit wird das Erkennen in standpunkthafter Perspektivität an die realen Erkenntnisumstände zurückgebunden. Solcher Relativismus wird weiter relativiert durch die Natur des erkennenden Subjekts: «Es ist nicht nur das, sagte der Knecht Stoffel, der auch am Tische sass, der Stier siehet sie anders an als das Pferd, der Hund anders als der Esel, der Fisch anders als der Vogel und das Gras anders als der Stein.» Auch in den folgenden Texten stehen Tiere, Pflanzen, Steine, wenn sie reden, für einen sich selbst nicht durchschauenden Relativismus und Pluralismus von unverträglichen Meinungen und repräsentieren deshalb gerade nicht wie in der traditionellen Fabel den verkleideten Menschen. Dessen Perspektive wäre die rechte: «Vergiss nicht Stoffel! sagte der Grossvater im Lehnsessel – die Welt fällt dem Menschen nur dann recht in die Augen – wenn sie ihm also darein fällt, wie sie keinem Gras und keinem Stein und keinem Vieh auf Erden also darein fallen kann.» So wird die vorgeführte nichtmenschliche Perspektive als verzerrte menschliche für den Leser zum Anlass, die Korrektur hinzuzudenken, das Lesen selber zu dem, was Pestalozzi in seinen *Nachforschungen über den Gang der*

Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts die «Arbeit» nennt «an unserem verschütteten Selbst». Verschüttet ist zum Beispiel in dem folgenden Text über die «Freiheitsbegriffe der Tiere» die gemeinsame Natur, die, unter Menschen, das einzig Verbindende sein könnte. Die Freiheitswünsche der Tiere, wären sie erfüllbar, liessen die natürliche Ordnung des Tierreichs, das durch die Macht des Löwen-Königs zusammengehalten wird, auseinanderbrechen. Negativ, tierisch entstellt, erscheint die Utopie, von der sich, unideologisch, anders nicht reden lässt. Der utopische Standpunkt «reiner Menschlichkeit» kann, da er als «Vereinigungswahrheit» für alle gilt, von einem Einzelnen sprachlich nicht vorweg schon usurpiert werden. Er bleibt dem Leser erst zu suchen aufgegeben:

König Löwe verwunderte sich einmal, indem er bedachte, was doch die Tiere darunter verstehen möchten, wenn sie von Freiheit reden?

Der Stier, dem er es zu verstehen gab, antwortete ihm: Nie ins Joch gespannt, aber wohl immer am vollen Baaren angebunden zu sein, das wäre eine wünschenswürdige Freiheit.

Der Esel sagte: Ein Leben ohne einen Korb auf dem Rücken, das ist ein wahres Freiheitslebens.

Der Affe sagte: Wenn ich Grimassen schneide, so fühle ich mich frei.

Das Pferd sagte: Wenn mir der Knecht alles abnimmt, was ich nicht selbst bin, so bin ich frei.

Das Faultier sagte: Wenn mich jemand von einem Ast auf den andern tragen, und mir die Blätter, die ich liebe, vor das Maul hinlegen würde, so wäre ich frei.

Der Fuchs sagte: Wenn ich meinen Frass ohne meine List, ohne meine Stille, und ohne meine Furcht finden könnte, so wäre ich frei.

Nur dem Fuchs dämmert, schlauerweise, die Einsicht, dass seine individuelle Freiheit nicht einfach durch Leugnung seiner Abhängigkeit von seiner Umwelt zu erlangen wäre, die, wie im Falle des Stiers und des Faultiers, doch für Befriedigung der eigenen Bedürfnisse aufkommen müsste, sondern dass jene in Abhängigkeit steht von seiner Natur, die ihrerseits von der Umwelt geprägt ist. Der Affe allein fühlt sich frei, indem er seiner Natur folgt und in der Entstellung seiner selbst erst recht menschenähnlich wird. Nur in der Korrektur tierischer Verzerrung erscheint, sprachlich ausgespart, ein mögliches Menschenmass.

Dass partielle Wahrheit Rechthaberei bleibt, solange sich der Streit der Meinungen nicht von einer übergeordneten, nämlich menschlichen Position aus durchschauen und schlichten lässt, zeigen die vielen Texte, die ein unversöhnliches «und» im Titel haben wie dieser:

Der Berg und die Ebene

Der Berg sagte zur Ebene: ich bin höher als du.

Kann sein erwiderte die Ebene; aber ich bin alles und du bist nur eine Ausnahme von mir.

Eine vermittelnde Position bleibt unausgesprochen und muss erst gesucht werden jenseits der Gegensätze. Dass die «Vereinigungswahrheit», die aus der Relativierung des Relativen zu springen hätte, nicht darstellbar ist, bewahrt sie davor, als Ideologem zu gerinnen, und regt den Leser an, sie, so gut er kann, hinzuzudenken. Davon handelt der Text, mit dem die Sammlung beginnt:

Der Raupenfänger

Sie flog vor ihm als Schmetterling einher. Er jagte ihr durch Feld und Flur nach; aber das Volk, das die Erde baute klagte, er verderbe ihm mit seinem Tun sein Gras und sein Korn.

Sie kroch vor ihm auf dem wachsenden Kohlstocke, auf dem blättervollen Baume und an der grünenden Hecke; er haschte sie wieder; – aber sie starb in seiner Hand und er warf sie als ein faulendes Aas weg.

Jetzt hing sie am sich entblätternden Baume und an den kahlen Wänden des Hauses – er haschte sie noch einmal und wartet jetzt bis ihre tote Larve für ihn sicher erwacht.

«Fabula docet», so setzt Pestalozzi in der Überschrift voraus. Aber ihre Wahrheit, so ergänzt diese Metafabel, lässt sich nicht dingfest machen, ohne abzusterben. Verhüllt ist sie allemal: als lebendiger Schmetterling, metaphorisch; als zukünftiger Schmetterling – Verdinglichung der Metapher – in der Raupe; greifbar-unbegreiflich, als Puppe in der Larve. Aber die «tote» wird nie erwachen, um so weniger, als «er», der Autor, der Leser, es «sicher» erwartet. Die Jagd ist wider die Natur, auch der Fabelwahrheit, die sich sprachlich nicht verfestigen lässt. Wo er es dennoch versucht, verdirbt sich Pestalozzi das Beste. So hat er – wie er den didaktischen Kern von *Lienhard und Gertrud* noch einmal didaktisiert, indem er *Christoph und Else* mit dem Gesinde *Lienhard und Gertrud* lesen und kommentieren lässt – in einer späteren Umarbeitung der Texte für die Cottasche Werkausgabe deren lebendige und offene Anschaulichkeit durch lange Erklärungen zutode versprachlicht. Dem Problem sprachlicher Verhärtung gilt aufs deutlichste der folgende Text:

Sprüchworter-Folgen

Es ist doch traurig, dass man beim Fuhrwesen so oft, auch wider seinen Willen und gegen sein Herz, hart sein muss. – Also sagte ein gutmütiger Fuhrmann allemal, wenn er einen überladenen Karren forttreiben musste, und nach und nach ward ihm dieses Wort so geläufig, wie ein «Gott grüss euch, und Gott behüt' euch!» Er dachte nichts dabei; aber es hatte für die Karrosse, und für die Jochochsen dennoch allgemein die verderblichsten Folgen: denn es ward unter den Fuhrleuten zum Sprüchwort, und ein jeder Trossbub, wenn er auch noch so arg mit dem Zugvieh umgeht, antwortet dir jetzt auf der Stelle: Es ist in Gottes Namen nicht anderst möglich, man muss beim Fuhrwesen, auch wider sein Herz und wider seinen Willen, hart sein, und hart werden.

Das Sprechen, bei dem sich der Sprechende nichts mehr denkt – Gegenteil dessen, wozu der Leser aufgefordert ist –, verfestigt sich zum zitierbaren Sprichwort. Das anfängliche Bedauern darüber, «dass man [...] hart sein muss», schlägt um in die gedankenlose Affirmation von Härte. Rede wider die Norm, abgelöst vom eigenen Handeln und generalisierbar geworden, wird selber zur Norm wider «Herz» und «Willen», die den Redenden entlastet, anders zu handeln, als es ihm leicht fällt. Allerdings vertraut Pestalozzi andererseits auch auf die Kraft sprachlicher Verflüssigung erstarrter Verhältnisse. Das führt das Gegenbeispiel vor:

Junker Fritz und seine Bauren

Ich tue doch alles was ich kann, um euch ein ruhiges und angenehmes Leben zu verschaffen. Also sagte Junker Fritz zu seinen Bauren in Kohlhofen. Es ist wahr! Es ist wahr, ihr seid ein gütiger Junker! Es geht allemal lustig, wenn ihr um den Weg seid, und wir haben euch vieles zu danken. Also antworteten die Bauren in Kohlhofen aus einem Munde.

Nur einer schwieg bei ihrem Danken, und sagte: Gnädiger Herr! Darf ich euch etwas fragen? Warum das nicht! antwortete Fritz. Darauf sagte der Bauer: Ich habe zwei Äcker; der eine ist stark gemistet, aber schlecht gefahren und voller Unkraut: der andere aber ist weniger gut gemistet, aber wohl gefahren, und rein von Unkraut. Welcher von beiden glauben jetzt Euer Gnaden! werde mir mehr abtragen? Natürlich der letzte, sagte der Junker. Du hast diesem sein ganzes Recht widerfahren lassen, den andern aber nur gemistet. Lieber Junker! erwiderte der Bauer: Auch wir gedeihen besser, wenn sie uns unser Recht widerfahren lassen, als wenn sie uns mit Guttaten – übermisten.

Der demonstrierte Satz, dass in einem kritischen, freiheitlichen Sinn Recht vor Gnade zu gelten habe, gilt, weil er anschaulich bewiesen wird. Weil er auf das Anschauungsbeispiel ausweicht, zwingt der Bauer den Junker, seine Frage zu teilen. Indem er, was er von ihm fordert, ihn selber sagen lässt, verändert sich im Text über die Beziehung zwischen Bauern und Junker, eben diese Beziehung, sprachlich: «Gnädiger Herr!» wird ersetzbar durch «Lieber Junker!»

«Lernen als Wortsach», wie Pestalozzi es im *Stanzer Brief* kritisiert, löst demgegenüber das Sprechen ab von den Sprechenden, von dem «was in ihnen und um sie vorgeht»; insofern es dabei um Vermittlung von Werten geht, werden diese durch das «Einpredigen von Regeln und Vorschriften» aus dem Erfahrungsbereich der Sprecher hinaus in die Sprache verlegt:

Endlich und zuletzt komme mit den gefährlichen Zeichen des Guten und Bösen, mit den Wörtern: Knüpfe diese an die täglichen häuslichen Auftritte und Umgebungen an, und sorge dafür, dass sie gänzlich darauf gegründet seien, um deinen Kindern klarer zu machen, was in ihnen und um sie vorgeht, um eine rechtliche und sittliche Ansicht ihres Lebens und ihrer Verhältnisse mit ihnen zu erzeugen. Aber wenn du Nächte durchwachen müsstest, um mit zwei Worten zu sagen, was andere mit zwanzig erklären, so lass dich deine schlaflose Nächte nicht dauern.

«Der Mensch will», heisst es rousseauistisch, «so gerne das Gute», aber er «will es nicht für dich, Lehrer», «nicht für dich, Erzieher», sondern er will es «für sich selber». Diesem Willen Bahn zu brechen, ist die Aufgabe der erzieherischen Bezugsperson, die ihm zur eigenen Sprache verhilft. Tiefer als durch Sprache greift sie ein. «Alles, was» im Kind «Kräfte erzeugt, was es aussprechen macht, ich kann es, das will es». «Aber dieser Wille wird nicht durch Worte», sondern, auf der Basis des «Zutrauens», «durch die allseitige Besorgung des Kindes, und durch die Gefühle und Kräfte, die durch die allseitige Besorgung in ihm rege gemacht werden, erzeugt». Sie zielt, gegen alle bloss verbale Vermittlung von Werten und Gesinnung, auf «die Attitüde eines tugendhaften Lebens», aus der, mehr «Gemütsbeschaffenheit» und «allgemeine Herzensstimmung», die Fähigkeit zu sittlichem Verhalten in konkreten Lebenssituationen von selber hervorgehen sollte. Die Grundsätze, welche solche «Attitüde» stärken helfen, sollen nicht so sehr sprachlich-abstrakt an die Kinder herangetragen, sondern «mit reiner Psychologie, d. i. mit Einfachheit, Liebe und ruhiger Kraft in die Seele des Menschen gelegt werden», damit sie ihn in eine «für Wahrheit und Recht empfängliche Gemütsstimmung» versetzen, «in welcher hundert und hundert diesen grossen Wahrheiten untergeordnete Sätze ihnen dann von selbst auffallen, und sich tief in ihrem Erkenntnisvermögen festgründen, wenn sie auch nie dahin kommen, diese Wahrheit wörtlich auszusprechen»:

> Dieses wörtliche Aussprechen der Wahrheiten, deren man sich bedient und nach denen man handelt, ist für das Menschengeschlecht bei weitem nicht so dienstlich, als wir es uns in unserm schon seit Jahrhunderten von der Christenlehre und den Predigten zu einem so weitläufigen als oberflächlichen Red- und Antwortgeben, gewöhnten, und seit einem Menschenalter von sich nennenden Aufklärern noch tiefer in die armseligste Redseligkeit hineingezogenen erschlafften Zeitalter uns vorstellen.

Nicht umsonst stellt sich der Erzieher, der mit Vatersinn das Zentrum derer besetzt, die mit «Kindersinn» an ihm hängen, emphatisch in ihre Mitte: «Ich war von Morgen bis Abend, soviel als allein in ihrer Mitte [. . .] ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank [...] Ich schlief in ihrer Mitte [...]» Charakteristisch ist die unsprachliche Körperlichkeit dieser Nähe: «Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Aug' ruhte auf ihrem Aug'.» Dem entspricht eine auffallend sinnliche Szene im 3. Teil von *Lienhard und Gertrud*. «Der Mittelpunkt dessen was Arner ist», so ist sie überschrieben. Sie gilt seinem «Vatersinn, ohne den alles, was er tut nichts anders als Romanenheldenstreich sein, und in unserer Welt nicht angehen würde». Arner sitzt unter den Kindern: «Sie sassen ihm jetzt von selbst auf den Schoss, umfassten ihn bald mit den Händen um den Hals, und taten bald völlig mit ihm, wie wenn sie den Ätti unter den Händen hätten»: aus-

nahmsweise erlaubter Verstoss gegen das Tabu. Den Vater unter den Händen zu haben, versöhnt mit dem Gefühl, in seiner Hand zu sein. Das bleibt festliche Ausnahmesituation, wie auch die Feste sonst von Pestalozzi gleichsam als seltene Prämienausschüttung für soziales Wohlverhalten gedeutet werden.

Die Erziehungsarbeit sei, so fordert es Pestalozzi im *Stanzer Brief,* an den «von Stufe zu Stufe sich ergebenden Bedürfnissen» festzumachen. Das gilt auch fürs Sprechenlernen: «So war es, dass ich belebte Gefühle jeder Tugend dem Reden von dieser Tugend vorhergehen liess, denn ich achtete es für bös, mit Kindern von irgend einer Sache zu reden, von der sie nicht auch wissen, was sie sagen.» Allerdings: das Ziel, der Mensch möge seine eigene Sprache sprechen lernen, eine Sprache, die seinen Bedürfnissen entspringt und ihn als ganzen auch körperlich erfasst, verkümmert in der pädagogischen Praxis, wenn die Kinder in Papageienübungen sinnlose Buchstabenverbindungen nachplappern lernen müssen, in hypnotischer Stille, «ihr Aug auf den grossen Finger» gebannt, körperlich erstarrt: «Die Stille, die ich forderte, wenn ich da war und lehrte, war mir ein grosses Mittel zu meinem Ziele, und ebenso die Festhaltung auf der körperlichen Stellung in der sie da sitzen mussten.» Statt dass dem Körper zur Sprache verholfen wird, wird die Sprache verkörperlicht und dabei zerstückelt in unsinnliche Elemente eines sprachlichen Baukastens: «eph, ephra, ephraim, buc, buce, bucephal, qua, quak, quaken, aphor, aphoris, aphorismus, mu, muni, munici, municipal, municipalität, ul ult, ultra, ultram, ultramon, ultramontanisch.»

In seiner Schrift über *den kindlichen Körper als Stoff der Elementarbildung* gibt Pestalozzi, treu seinem Grundsatz, «dass alles Wissen des Menschen von ihm selbst ausgehe», eine Anleitung für Mütter, «ihrem Kind die äusseren Teile seines Körpers zu zeigen und zu benennen, d. h. sie lehrt es, dieselben genau ins Auge zu fassen und ihnen ihre Namen zu geben». Durch seine Versprachlichung wird der Körper auf erschreckende Weise stückweise in Besitz genommen und aus toten Teilen zu einem Ganzen synthetisiert, das gepanzert ist gegen den Druck sinnlicher Regungen:

Menschlicher Körper

[. . .] Erste Übung
Der Körper oder der Leib.
Der Kopf oder das Haupt.
Das Angesicht.
Die Seiten des Kopfes.
    Die rechte Seite des Kopfes.
    Die linke Seite des Kopfes.

Der Hinterteil des Kopfes oder der Hinterkopf.
Der Scheitel.
Die Stirn.
Die Augen.
Das rechte Auge.
Das linke Auge.
Die Augenbrauen.
Die rechte Augenbraue.
Die linke Augenbraue.
Die Augenlider.
Die Augenlider des rechten Auges.
Die Augenlider des linken Auges.
Die obern Augenlider.
Die untern Augenlider.
Das rechte obere Augenlid.
Das linke obere Augenlid.
[. . .] Der hintere Knöchel der kleinen Zehe des linken Fusses.
Die Nägel.
Der Nagel an der grossen Zehe des rechten Fusses.
Der Nagel an der grossen Zehe des linken Fusses.
Die Nägel an den mittleren Zehen des rechten Fusses.
Die Nägel an den mittleren Zehen des linken Fusses.
Der Nagel an der kleinen Zehe des rechten Fusses.
Der Nagel an der kleinen Zehe des linken Fusses.
Die Haut.

«Ich kenne», sagt Pestalozzi in den *Abendgesprächen über Unterrichts- und Erziehungsverbesserungen in Schulen und Haushaltungen,* «kaum einen Gegenstand, an dem man so leicht irre werden kann wie an der Sprache», denn die «Linie, die ihre Würde von ihrem Verderben trennt, ist ungemein fein und schwer zu erkennen». Ohne das «Wort des Menschen», heisst es weiter, «wären die Ungeheuer der Verräterei, des Meineids, der Verleumdung und der Lüge nicht der Schandfleck der Menschheit geworden». Und «dennoch», fährt er fort: «was wäre der Mensch ohne den Hauch seines Mundes, in den er sein Innerstes hüllet, dass er es seinem Bruder mitteile und es ihm möglich mache, das Heiligtum seines Geistes und seines Herzens durchschauen und geniessen zu können». Damit scheint das Prinzip der Brüderlichkeit sprachlich verankert, Herders Wort aus der *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* radikalisiert, dass «das erste Merkmal, das ich erfasse [. . .], Merkwort für mich und Mitteilungswort für Andre» sei. Andrerseits untersteht die Sprache nicht minder dem Prinzip der Väterlichkeit. Mit der Sprache wird der Sinn für Ordnung ins Kind eingesenkt. Das setzt «Vatersinn» voraus. Sprache, sagt Pestalozzi im Entwurf über *Die Sprache als Fundament der Kultur,* ist das «allgemeine vehiculum veritatis», sie ist «unumgänglich notwendig, um

den Menschen zum deutlichen Bewusstsein des Zusammenhangs zu führen, in dem alle Dinge dieser Welt untereinander stehen». In den *Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts* spricht Pestalozzi in väterlicher Selbstsicherheit im Namen des Volks, das keine Sprache hat für seine Bedürfnisse: «Ich bin überzeugt, der grösste Teil der lebenden Menschen trägt die Fundamente meiner Wahrheit und meiner Irrtümer, mit meinen Gefühlen belebt, in seinem Busen [...] meine Wahrheit ist Volkswahrheit und mein Irrtum ist Volksirrtum. Das Volk spricht freilich die Grundsätze nicht aus, bei denen ich hier stehe [...]». Deshalb müssen die Kinder vor allem reden lernen und hören. «Der ganze menschliche Unterricht ruhet auf der Sprache» heisst es in der Schrift *Über den Sinn des Gehörs in Hinsicht auf Menschenbildung.* Das hat auch einen aufklärerisch-kritischen Sinn, insofern Sprache dem, der reden und sich wehren lernt, als Waffe in die Hand gegeben wird. Ohne Sprache «weiss der arme Mann» gegenüber den «maulbrauchenden Menschen» nicht einmal, «dass von etwas die Rede, das er kennt». Macht und Sprache sind verknüpft: «Es sind die vielen und schlecht Redenden, die in dieser Welt (die in ihrer Hand ist) nicht alles, was redet, sondern auch das, was schweigt, schlechtmachen». So gilt für die ungebildeten Ärmsten, dass sie sich «aus Mangel der Sprache nicht zum bestimmten Bewusstsein dessen, was sie wirklich wissen, erheben können», und es «mangelt ihnen durchaus die Fähigkeit, von dem, was sie wissen, auszugehen, und dasjenige, was sie wissen sollten und nicht wissen, an das, was sie wissen, anzuknüpfen».

Wer «in der Anschauungslosigkeit» seines «Maulbrauchens», sagt Pestalozzi am Ende der Schrift *Über den Sinn des Gehörs,* «Brombeere» sagt, «ohne Brombeeren zu kennen», wird «höchstens ein wenig dümmer», schlimmer ist es für den, der «in einem Wortberg von Rechtsformen begraben» ist, ohne «den Sinn des Rechts» aus mangelnder Anschauungskraft, in sich «selbst zu tragen, aber wenn ich das Verderben des anschauungslosen Maulbrauchens», folgert Pestalozzi Kant variierend weiter, «bis auf die Gegenstände hinauftreibe, für welche kein Gegenwert in der Natur möglich ist, wenn ich in dieser Anschauungslosigkeit Gott und die Liebe im Munde führe und die ewige Wiederholung der heiligsten Worte [...] zu einer Schellenklangsarbeit erniedrige [...], dann ist doch wahrlich das Äusserste geschehen, wozu die Anmassung des Maulbrauchens das Menschengeschlecht hinführen kann».

Für die Ausbildung des Menschen, die auf der Ausbildung seiner Sprache ruht, ist, wie Pestalozzi in den *Nachforschungen* argumentiert, jeweils ein Mangel konstitutiv, den es im Bildungsgang wettzumachen gilt durch einen Ersatz fürs Verlorene auf höherer Stufe, das dabei, verwandelt, wiedergewonnen werden soll. Der Mensch, im Übergang von tieri-

schen zum gesellschaftlichen Wesen, «soll durch Unterwerfung nichts weniger als den Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung, den Ersatz seiner Naturansprüche verlieren, er soll ihn vielmehr durch dieselbe sicherstellen». Die Dialektik von Beschneiden und Befriedigung natürlicher Bedürfnisse wird in *Lienhard und Gertrud* durch Arners Gesetzgebung sozial reglementiert, indem die Grundtriebe – «der Trieb zum Eigentum, der Geschlechtstrieb, die Liebe zur Freude, der Hang zur Ruhe und derjenige zur Ehre» – als Belohnung für das Einhalten ihrer gesellschaftlich erlaubten Befriedigung sichergestellt werden. Das ist: Verstümmelung als Ferment der Entwicklung: «Daher ruht das gesellschaftliche Recht und mit ihm die bürgerliche Selbständigkeit wesentlich auf einer die individuellen Ansprüche unserer tierischen Natur allgemein hemmenden Anordnung der Berufsbildung des bürgerlichen Menschen. Dieser aber (ruht) auf der Kunst, die innersten Gefühle meiner tierischen Natur zugunsten des gesellschaftlichen Rechts und der gesellschaftlichen Ordnung umzustimmen und zu verstümmeln.»

Diese Verstümmelung bewirkt eine «Lücke», die «gebietend eine Ausfüllung» fordert, «und hier ist es, wo sich die gesellschaftliche Kraft meiner Natur an die sittliche anschliesst». Als sittliches Wesen «bin ich das Werk meiner selbst»: Negation der Negation, die die Unterdrückung des sinnlichen Wesens auf der gesellschaftlichen Ebene bedeutete. Vom sittlichen Standpunkt aus erscheint der Mensch als blosses «Werk der Gesellschaft» nicht minder verstümmelt: Es «entspringt in meinem Innersten ein neues Bedürfnis, dessen Befriedigung mich zur Anerkennung der Pflicht hinführt, alles Verderben meiner tierischen Natur und meiner gesellschaftlichen Verhärtung in mir selbst auszulöschen und zu vertilgen. Erhaben stehst du in diesem Augenblick vor mir, du meine Natur, die ich jammernd beweinte! Auf den Trümmern meiner selbst lächle ich dir wieder, und auf dem Schutt ihrer Ruinen baue ich mich selbst wieder auf zu einem bessern Leben». Das wäre dann, als sittliche Leistung: Verzicht auf Triebverzicht, kritische Antizipation eines psychoanalytischen Grundkonzepts avant la lettre. Die «Lücke» im Entwicklungsgang ist zugleich sein Motor. Insofern ist gerade das jeweilige Defizit ein Mehrwert, der die als Spiralbewegung gedachte Entwicklung antreibt. Dass die Anerkennung des Mangels dessen Aufhebung als Lohn zur Folge hat, entspricht zugleich dem bürgerlichen Sparprinzip, das die von Pestalozzi als pädagogische Anstalt konzipierte Welt regiert, weil vor allem die Landbevölkerung im Übergang von der Selbstversorgung zur Tauschwirtschaft im Zusammenhang frühindustrieller Heimarbeit lernen soll, haushälterisch sich selber zu helfen. Diesem zutiefst aufklärerischen Prinzip der Selbsthilfe, auf das Pestalozzis ganze Pädagogik ausgerichtet ist, entspricht die Vorstellung, dass sich die Bedürfnisnatur

des Menschen als eines Mangelwesens durch ihre Selbstaufklärung zugleich entfaltet und befriedigt.

Wenn jener Satz stimmt, dass die Sprache das Fundament der Menschenbildung sei, hat ihre Ausbildung, in Pestalozzis Sinn, philo- und ontogenetisch, teil an der «Arbeit an unserem verschütteten Selbst». Verschüttet ist es, ineins mit seiner Vergesellschaftung, auch durch die Sprache, die in ihrer Integrität wiederherzustellen ist. Freilich ist der «Zeitpunkt, in welchem der Kinderzustand des Menschen ganz rein ist», transitorisch, «es ist der Augenblick, in welchem das Kind auf die Welt kommt. Aber so wie dieser Augenblick da ist, so ist er vorüber. Beim ersten weinenden Laut ist der Punkt schon überschritten, von dem die tierische Harmlosigkeit des Menschen eigentlich ausgeht. Von diesem ersten Laut an entfernt sich das Kind mit jedem Gefühl eines unbefriedigten Bedürfnisses, eines unerfüllten Wunsches, eines Schmerzes immer weiter von diesem Punkt ins Unendliche.» Ausdruck eines Mangels zu sein, von Anfang an, und Medium seiner Aufhebung ist das Wesen der Sprache; sie *ist* jene «Lücke» als schwächstes Glied in der Kette von Pestalozzis Entwicklungsschema, sie ist, «als Fundament der Kultur», «vehiculum veritatis», «welches die Beschränkungen der Natur nach Notdurft und Möglichkeit auszufüllen hat». So bleibt für Pestalozzi in dem labilen Doppelsinn der Sprach-Lücke, Abstand zu sein und Brücke, alles «Lernen» auf Messers Schneide zwischen Segen und Verderben: «Wortsach».

Sollte ich nicht lieber meine Zeitgenossen damit amüsieren, indem ich mit Voltaire'schem oder Heine'schem Geist und bitterem Witz beschreibe, wie gar sehr meine Miteidgenossen meinen Genius verkannt haben, wie kleinlich sie mich behandelt haben, wie bitterlich ich schikaniert worden bin und wie systematisch meine Arbeiten, so weit sie angenommen wurden, derart verstreut herauskamen, dass sie unmöglich zu einer Wirkung gelangen konnten? Das könnte den Liebhabern von literarischen und politischen Klatschereien wohl passen. Mir aber war (aus der Beschränkung der Schweiz in Raum und Mitteln) von Anfang an klar, dass die Schweiz als Weltobservatorium zu benutzen war und kaum als Feldherrenhügel.

Aus: Adrien Turel, Bilanz eines erfolglosen Lebens. Auswahl von Hugo Loetscher, Verlag Huber, Frauenfeld 1976.